

Manon Garcia

Mit Männern leben. Überlegungen zum Pelicot-Prozess

ANNIKA KLANKE

Als im Sommer 2024 die Berichterstattung über den Pelicot-Prozess einsetzte, wurden viele Fäden eines Gesprächs wiederaufgenommen, das Frauen, Mädchen und queere Menschen seit Langem und an vielen Orten auf der Welt führen. Dieses Gespräch kreist um die Frage: „Können wir mit Männern leben?“ (17) und darum, „zu welchem Preis“ (ebd.) ein Zusammenleben möglich ist, angesichts der allgegenwärtigen sexualisierten, physischen und psychischen Gewalt, die Männer jenen antun, die ihnen am nächsten stehen. Diese Fragen verhandelt die Philosophin und feministische Theoretikerin Manon Garcia in einem fesselnden Essay, dessen Ausgangspunkt Garcias Begleitung des Pelicot-Prozesses im Herbst und Winter 2024 in Avignon war. Dort wurde Dominique Pelicot gemeinsam mit 50 Mittätern beschuldigt, seine Ehefrau Gisèle Pelicot in über 200 Fällen vergewaltigt zu haben, nachdem er sie heimlich betäubt hatte.

In diesem Gerichtsverfahren konzentrieren sich, so Garcia, „eine ganze Reihe grundlegender Fragen über die Beziehungen zwischen Männern und Frauen, über das Böse, die Gewalt, den Inzestmissbrauch, die Geschlechternormen und die Macht“ (19). Ihre Vorgehensweise besteht darin, den Prozess als ein Vergrößerungsglas zu nutzen, mithilfe dessen sich Grundlegendes über die gegenwärtige Verfasstheit von Geschlechter- und anderen Herrschaftsverhältnissen, das Funktionieren von Recht und Rechtsprechung sowie über mediale Deutungs- und Wertungsroutinen von Vergewaltigung und Vergewaltigungskultur erkennen lässt, auch wenn der Anlass – Pelicots Taten – sich dem Verstehen zunächst entzieht. Dabei folgt die Philosophin keiner klassischen sozial- oder politikwissenschaftlichen Methodik, sondern arbeitet im Wortsinn essayistisch: versuchend und tastend, unter Einbezug ihrer subjektiven Wahrnehmung und Erfahrung sowie in Reflexion ihrer früheren Forschung über Fragen der sexuellen Zustimmung und Unterwerfung.

Die Einsicht, dass „kein Strafwesen“ der Welt „umfassend, mächtig und effizient genug“ sein wird, dass Männer – gewöhnliche Männer, „gute Familienväter, gute Freunde“ (153) – „aufhören zu vergewaltigen“ (17), ist die erste leitende These des Essays. Mit ihr wendet sich Garcia gegen einen Feminismus, der zur Bekämpfung geschlechtsspezifischer Gewalt primär auf juristische, polizeiliche und staatlich-repressive Mittel setzt, dabei aber vergisst, dass auch die judikativen und exekutiven Institutionen von patriarchalen, rassistischen, klassistischen Herrschaftsstrukturen durchzogen sind, und dass es gerade auch diese machtvollen Institutionen sind, die ebenjene beständig perpetuieren. Garcia analysiert in diesem Zug etwa die in der Polizeiarbeit und im Gericht verbreiteten Ressentiments, die nicht bloß individuelle Vorurteile darstellen, sondern in institutionell verankerten moralischen Klassifikationen wirksam werden. Exemplarisch diskutiert sie die Unterscheidung zwischen

sogenannten ‚guten‘ (d.h. gebildeten, wohlhabenden, weißen, heterosexuellen und verheirateten) und ‚schlechten‘ bzw. ‚bösen‘ (d.h. armen, nicht-weißen, weniger ausgebildeten, nicht-heterosexuellen oder sexarbeitenden) Opfern. Diese Unterscheidung Sorge dafür, dass ‚gute‘ Vergewaltigungsopfer – wie Gisèle Pelicot eines ist, obwohl auch sie vor Gericht sekundärer Viktimisierung ausgesetzt war (158-159) – deutlich höhere Chancen auf juristische Gerechtigkeit und eine würdevolle Behandlung vor Gericht haben (155-161). Parallel dazu zeigt die Philosophin, dass vergleichbare ressentimentgeleitete moralische Klassifikationen auch bei Tätern vorgenommen würden (165-166). Dies führt zur selektiven Verdeckung und Entschuldigung von Gewalt, zu einem ebenso selektiven Engagement und Empathie für Opfer wie Täter und damit zu strukturell verankerter Ungerechtigkeit.

Mit ihrer zweiten Hauptthese widerspricht die Philosophin der Deutung, dass die massenhafte Vergewaltigung Gisèle Pelicots ein Einzelfall sei, der nichts mit dem alltäglichen Zusammenleben der Geschlechter zu tun habe. Vielmehr müsse ihr Fall als ein Beispiel für geschlechtsspezifische Gewalt gewertet werden, das in einem Kontinuum mit anderen Formen von Sexismus – etwa der Überzeugung, dass Frauen ihren Partnern Sex ‚schulden‘ (153f.) – betrachtet werden sollte. Ein extremes Beispiel, aber eben keines, das kategorial von anderen Beispielen geschlechtsspezifischer Gewalt abweiche.

Der Pelicot-Prozess zeige vielmehr die Banalität männlicher Gewalt in einer patriarchalisch geprägten Geschlechterordnung, wie Garcia in Anspielung auf Hannah Arendts Buch über den Eichmann-Prozess formuliert (54-58). Analytisch trägt die Analogie nur bedingt: Die Parallelisierung von Persönlichkeitsprofilen und Täterpsychologie von Eichmann und Pelicot bzw. seinen Mittätern, die Garcia in Anlehnung an Arendts Beobachtungen vornimmt, ist durchaus überzeugend. Dass Garcia jedoch die Unterschiede sowie auch die potenziellen Gemeinsamkeiten der Gewaltregime nicht ausreichend beleuchtet, in denen Eichmann und Pelicot Täter wurden, erzeugt eine Unschärfe, in der sexualisierte Unterwerfungsgewalt und faschistisch-administrative Vernichtungsgewalt nicht ausreichend differenziert werden.

Abseits von dieser Ungenauigkeit sind Garcias Analysen zur aktuellen Verfasstheit des Geschlechterverhältnisses sowie geschlechtsspezifischer Gewalt durchgehend scharfsinnig und nuanciert. Dass sie ihre Reflexionen auch von einer Erkundung ihres subjektiven Erlebens des Gerichtsprozesses, d.h. ihrer Gefühle und körperlichen Reaktionen anleiten lässt, macht den Essay insbesondere lesenswert. Der Abscheu und der Ekel beim Ansehen der Videos der Taten im Gerichtssaal, das grundlegende Unbehagen und Misstrauen, dass sie in Gegenwart von Männergruppen im öffentlichen Raum empfindet, aber auch ihre eigenen misogynen Ressentiments, die ihr beim Denken und Schreiben in die Quere kommen, werden Anlass feingliedriger Analysen zu den vielgestaltigen Erscheinungsformen der Vergewaltigungskultur und ihrer sozialen Effekte in westlichen Gesellschaften.

Dem unabgeschlossenen Gespräch über die Frage, ob und wie ein gemeinsames Leben mit Männern möglich sei, fügt Garcia mit ihrem Essay eine kraftvolle, partei-

liche Stimme hinzu. So leistet der Text nicht nur eine moralphilosophische Analyse eines historischen Gerichtsprozesses und seiner sozialen Kontexte, sondern ist darüber hinaus eine phänomenologische Beschreibung dessen, „was es heißt, in der Welt, die dieser Prozess ans Licht bringt, ein menschliches Wesen und insbesondere eine Frau zu sein.“ (17) Es bedeutet, trotz aller Errungenschaften, die Feminist*innen erkämpft haben, weiterhin die verstörende Erfahrung zu machen, als Objekt, als unterworfen und als potenziell vergewaltigbar zu gelten und zu leben (177-179) – nicht in jedem Moment, aber als permanente, subtile Drohung, die durch männliche Gewalt und die sie stützenden Herrschaftsstrukturen aufrechterhalten wird.

Manon Garcia, 2025: *Mit Männern leben. Überlegungen zum Pelicot-Prozess*. Aus dem Französischen von Andrea Hemminger. Berlin: Suhrkamp, 195 S., ISBN 978-3-518-00130-1.